


Nr. 291. Bromberg, den 18. Dezember 1931.

# 1 Mädchen, 1 Auto, 1 Hund

Roman von Ole Stefani.



(7. Fortsetzung.) ——— 

9.

Mit zwei Sätzen war sie neben dem liegenden Mann. „Sid!" schrie sie und kniete neben ihm. „Um Gotteswillen — Sid, was ist Ihnen?"

Der Chauffeur gab keine Antwort. Er hatte den Kopf auf die Seite gelegt, seine linke Schulter war voll Staub und Schmutz, er war ohne Besinnung. Aber er atmete regelmäßig mit leisem Stöhnen, die Lippen etwas von den Zähnen gehoben. Um seine Stirne — und das war das, worauf Janet Gregory jetzt am längsten blickte — war ein Taschentuch geschlungen, auf dem dunkle, feuchte Flecken erschienen.

Sie sah sich verzweifelt um. Weder im Lichtkreis der Scheinwerfer ihres kleinen Wagens noch in dem matten der Limousine war jemand zu sehen. Sie rief einen Augenblick ratlos in die Finsternis hinein: „Hilfe!"

Der Sturm, der über die dunklen Felder gebraust kam, verwehte ihre Stimme. Es kam keine Antwort. Das hätte sie sich denken können.

Dann hatte sie das Verlangen, festzustellen, wie das Unglück geschehen war. Sie holte eine Taschenlampe aus dem Innern ihres Wagens und machte sich Licht.

Die Limousine ihres Vaters lag schief nach links vorn. Die beiden Räder auf der rechten Seite schwebten einen Fuß hoch in der Luft. Das linke Vorderrad war spurlos verschwunden. Das nackte Achsenende bohrte sich in die jenseitige Wand des Grabens. An der Achse selbst war kaum eine Beschädigung zu erkennen, aber das linke Ende der Stoßstange war vom Anprall verbogen und die Schutzscheibe war vollkommen zersplittert.

Janet stand ratlos vor dieser Art Unfall. Sie hatte so etwas noch nie gesehen. „Wo ist denn das linke Vorderrad?" sagte sie vor sich hin und ließ die Taschenlampe über den Boden spielen. Und dann sah sie es: es lag ein paar Meter weiter, mitten im Feld. Sie stieg über den schmalen Graben und sah sich das Rad an. Es war völlig unversehrt, weder am Pneu noch an den Speichen war irgendeine Verletzung zu bemerken. Sie ging wieder zurück — ratloser als vorher. Sie konnte sich die Sache nicht erklären. Wieder kniete sie neben Sid und versuchte, ihn zur Besinnung zu bringen. Vergeblich. Sie steckte sich rasch eine Zigarette an und sah auf ihre Armbanduhr. Es war halb drei durch. Sie erhob sich, schüttelte die Halme aus ihrem Kleid und rannte zu ihrem Wagen, als sie von weitem einen Laut hörte: ein Fuhrwerk, das ihr entgegenkam. Sie lauschte gespannt.

Hinter den Büschen tauchte ein Licht auf. Sie gab Blinkzeichen mit ihren Scheinwerfern. Dann erschien ein Lastauto im Lichtkreis, hielt in einiger Entfernung und drei Männer sprangen herab.

„Hallo —", rief sie, „. . . hier ist ein Unglück passiert!"

Die Männer stapften in ihren schweren Stiefeln auf das junge Mädchen zu. Sie waren ländlich gekleidet, die Enden ihrer derben Wollschals flatterten im Sturm, und sie hielten ihre Mützen fest, während sie Janet eine Weile stumm betrachteten. Janet, zwischen Mißtrauen und Hoffnung, ließ ihre Augen von einem zum andern streifen. Schließlich sagte einer der Männer: „Ja — wir haben schon gehört. Kamen Sie auch gerade des Weges?"

„Ja — von London. Ich wollte nach Garland's Green, als ich — — — das hier fand. Bitte, bringen Sie Sid schnell zu einem Arzt!"

„Sid?" sagte einer der Männer fragend und sah sich in der Dunkelheit um.

„Drüben liegt er."

Zwei der Männer gingen zu dem Verletzten. Der dritte wollte ihnen folgen — blieb aber stehen und sah Janet an. „Wieso Sid, kennen Sie ihn?"

„Ja — das ist der Wagen meines Vaters."

„Ach —" sagte der Mann plötzlich und zog an seiner Mütze, „jetzt erkenne ich Sie ja — Sie sind Miß Gregory. Sie sprachen vor einer Woche in meiner Gaststube mit Inspektor Foster — stimmt's nicht?"

„Natürlich!" sagte sie ungeheuer erleichtert und erfreut in dieser schrecklichen Stunde jemand zu treffen, der sie kannte. „Sie sind der Wirt von dem Gasthaus da oben? Sie werden mir helfen — nicht wahr?"

„Selbstverständlich, Miß Gregory! Ich hätte auf alle Fälle geholfen." Sie gingen zu der Stelle, wo Sid lag.

„Tot ist er nicht!" sagte der Mann, der sich mit ihm beschäftigt hatte. „Aber er scheint mächtig mit dem Schädel auf die Steine gebumst zu sein."

„Wie war das möglich?"

Die Antwort kam aus dem Felde, wo der dritte der Männer das Rad aufgerichtet hatte. Er rollte es auf die Landstraße. „Das linke Vorderrad hat sich von der Achse gelöst, während er fuhr."

„Aber wie war das möglich?"

Der Mann zuckte die Achseln. „Gegengefahren scheint er ja nirgends zu sein. War wohl locker — nicht richtig versplintet!"

„Wie konnte das sein? Sid war doch sonst so gewissenhaft!"

„Na — hebt ihn mal auf den Wagen!" sagte der Wirt, der eine Öllampe mitgebracht hatte. Er zündete sie an. „Das wollen wir mal an die Limousine da hängen, bis wir sie wegkriegen. Sonst fährt noch jemand dagegen."

Janet wollte helfen, den Chauffeur in den Wagen zu tragen. Er blieb in seiner Bewußtlosigkeit, stöhnte bei jedem Schritt, den seine Träger machten. Das Tuch fiel von seinem Kopf. Janet hob es auf und als der Chauffeur auf dem Wagen lag, band sie es noch einmal um seine Stirn. Er blutete nicht mehr, äußerlich war bis auf eine Schramme über den Augen nichts von Verletzung zu erkennen. Sie sah einen Augenblick das Tuch an. In einer Ecke war ein Monogramm: J. E.

Sie konnte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben, warum ihr das Monogramm so einen Eindruck machte. Aber ihr Gedächtnis hielt es in einem Winkel fest: J. E.

Und plötzlich fiel Janet etwas ein. „Wie kamen Sie überhaupt hierher?" wandte sie sich an den Wirt.

„Ein Herr kam vorbei, klopfte an das Fenster und sagte, auf dieser Strecke sei der Wagen des Syndikus Gregory verunglückt. Er selbst könne sich nicht aufhalten, wir sollten doch mal zusehen!"

„Wer war das?"

„Ich kannte ihn nicht — habe ihn nie gesehen. Er hatte es so eilig. Er war in einem Wagen und fuhr gleich wieder weiter."

„War er allein?"

„Ja."

„Und er wußte, daß das der Wagen meines Vaters war?"

„Er sagte es."

„Aber Sie haben sich doch seine Nummer gemerkt?"

Der Wirt kratzte sich den Kopf. „Nee — leider nicht! — Wissen Sie, Miß Gregory, wir waren eben erst aus dem Schlaf geweckt — und natürlich ein bißchen erschrocken über das, was er sagte. Wir haben uns auch sofort auf den Weg gemacht. Da haben wir ihm nicht weiter nachgeguckt!"

„Dumm!" Janet biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Wissen Sie wenigstens, wie der Wagen aussah?"

„Ja", sagte er eifrig, „das weiß ich. Es war ein dunkelgelber Roadster."

10.

Zehn Minuten später sauste der kleine Vier-PS-Wagen vom Wirtshaus aus die Strecke nach Garland's Green weiter. Janet hatte ihre Erregung bezwungen und hielt ihre Nerven fest. Innerlich fieberte sie — aber der kleine Wagen hatte noch nie so genau seine Kurven genommen und war noch nie so sicher über Unebenheiten des Weges gelenkt worden.

Dann tauchten die Lichter des Werkes auf, trübe Lampen brannten durch rußige Fenster — und dann hielt sie vor der Villa Gregory. Fast alle Zimmer waren erleuchtet, hier wie drüben in Andersons Haus.

Janet raste die Steintreppe hinauf. Sie fragte hastig: „Wie geht es Vater?" — und als sie von der Dienerschaft keine Antwort bekam und als sie die Gesichter der Leute sah und das eilige und lautlose Gehen und Schaffen spürte, das durch das ganze Haus ging, und als Tante Betsy tränenüberströmt aus einer Tür trat — da sank sie ihr, ehe sie noch ein Wort sagen konnte, bewußtlos in die Arme.

Als Janet erwachte, konnte kaum eine halbe Stunde vergangen sein, aber der trübe Tag schien schon durch das Fenster. Onkel Martin stand sehr bleich mit rotumränderten Augen vor ihr. Und als er gewahr wurde, daß sie wach war, ging er schnell hinaus. Tante Betsy hielt ihre Hand in der ihren.

„Wie lange schon, Tante Betsy?" flüsterte Janet.

„Er starb um halb drei —", sagte Betsy weinend. „Es ging auf einmal so schnell. Gestern abend hatte er ziemliche Schmerzen, aber Dr. Wolseley sagte, es hätte nichts zu bedeuten, und verschrieb ihm Morphium. Das half etwas — aber heute mittag klagte er wieder, und da gab ihm die Pflegerin noch eine Spritze. Er schlief dann auch ruhig bis zum Abend. Da wurde er sehr nervös, ließ sich das Telephon bringen und rief dich an. Wir waren alle bei ihm. Danach schlief er ein."

„Aber er hat mich doch nach einer halben Stunde wieder angerufen —"

„Ach, Kind —"

„Ja — Tante Betsy...! Sonst wäre ich doch schon gestern abend gekommen — sofort! Ich habe mich ja schon dafür fertig gemacht!"

„Janet — das ist nicht zu verstehen. Ich sagte dir doch, wir haben de nApparat aus seinem Zimmer genommen und ihn unten in der Halle eingestöpselt. Und dein Vater ist nicht mehr aufgestanden, es war die ganze Zeit immer jemand bei ihm."

Eine Frau in einer weißen Schürze ging durch das Zimmer. Janet sah von ihrem Platz aus nur den Rücken.

„Das ist Schwester Mary!" sagte Betsy. „Es hat jetzt ja keinen Sinn, weiter darüber zu sprechen ... willst du ihn sehen?" —

Eine Stunde später saßen sie im Wohnzimmer um den großen Tisch — eine bleiche, schweigsame Gesellschaft. Violet hatte ihr Gesicht in einem Taschentuch vergraben. Onkel Martin zupfte nervös an seinem Kragen, Tante Betsy und Janet saßen Hand in Hand.

„Eine rätselhafte Geschichte!" sagte Onkel Martin kopfschüttelnd, als ihm Janet von jenem zweiten Anruf berichtet hatte.

„Glaubt ihr an Geister?" fragte Violet erstickt hinter ihrem Taschentuch hervor.

Anderson sah sie finster an. „Sid liegt im Charing Croß Hospital. Man hat mich eben angerufen. Es geht ihm schlecht."

„Wohin fuhr Sid eigentlich?"

„Vater schickte ihn dir entgegen, Janet!" sagte Tante Betsy. „Er sollte sehen, wo du bleibst."

Dr. Wolsely trat ein, ein hagerer langer Mann, den Janet seit ihrer Kindheit kannte und den sie nie anders als im Gehrock gesehen hatte. Er schien sehr nervös und blieb vor dem Tisch stehen.

Onkel Martin neigte sich zu ihm und flüsterte ihm etwas zu.

„Ja" —, sagte Dr. Wolsely zerstreut, „das heißt nein — ich habe den Totenschein noch nicht ausgefüllt. Wissen Sie, wo die Pflegerin ist?"

„Wollen Sie sie sprechen? Wir können sie holen lassen."

Ihr Eintritt enthob ihn der Mühe. Sie kam mit einem Stoß Wäschestücke auf dem Arm und wollte durch das Zimmer gehen.

„Schwester!" hielt sie die Arzt auf.

„Herr Doktor?"

Er führte sie in eine Ecke und sprach leise mit ihr. Janet hatte müde den Kopf auf den Tisch gelegt. Es war mittlerweile ganz hell geworden. Die Sirenen des Stahlwerkes pfiffen die erste Schicht ein. Man hörte durch das offene Fenster die Schrttte der Männer, die zur Arbeit gingen. Rauchwolken lagen über Garland's Green.

Das Gespräch in der Ecke wurde lauter. „Nein —", sagte die Pflegerin bestimmt, „das ist unmöglich. Die erste gestern mittag um eins, die zweite heute nacht um eins — wie Sie es angegeben haben, Herr Doktor!"

„Aber, Schwester Mary — es liegt doch nur noch eine einzige Ampulle im Nachttisch!"

Keine Antwort.

Dr. Wolseley sagte sehr ernst: „Bitte gehen Sie auf Ihr Zimmer und warten Sie, bis ich rufe!"

Janet hatte den Kopf erhoben. Die Schwester ging an ihr vorbei. Für eine Sekunde trafen sich die Blicke der beiden Frauen. Dann neigte sich die Schwester mit leisem Gruß den Kopf und verließ das Zimmer. Janet blickte ihr verwirrt nach. Sie kannte das spitze, knochige Gesicht, die tiefliegenden brennenden Augen. Und dann wurde ihr mit einem seltsam befremdenden Gefühl klar, daß dies die Fremde war, die sie an jenem regnerischen Abend vom Wirtshaus bis zur Station mitgenommen hatte.

„Was ist?" fragte Martin Anderson. Er hatte sich halb erhoben und sah dem herantretenden Arzt entgegen.

„Darf ich Sie sprechen, Direktor Anderson?"

„Nein — wir wollen das auch hören!" sagte Janet erschreckt. „Bitte, Dr. Wolseley — ist etwas nicht in Ordnung?"

Er sah sie bedächtig an und warf einen Blick zu Violet hinüber. „Ich möchte Sie nicht aufregen!" sagte er fast zaghaft.

„Also es ist etwas geschehen? — Doktor, sagen Sie gleich, was ist los ...?" bestand Janet.

„Ja —", begann er zögernd und beugte sich behutsam zu Violet. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was Sie vielleicht sehr merkwürdig finden werden. Mrs. Gregory, fühlen Sie sich stark genug, etwas — vielleicht sehr Trauriges zu hören?"

Violet riß die verweinten Augen auf. Das kalte Licht des Tages und die Unbarmherzigkeit der letzten Stunden hatten nicht viel von der sonstigen Schönheit auf ihrem Gesicht gelassen. „Ja — Doktor!" sagte sie kläglich — „was ist es denn? Ich will" — sie schluckte — „ich will es auch hören!"

„Nun", sagte Dr. Wolseley, indem er sich langsam setzte und seine gepflegten Hände betrachtete, „darf ich eine Reihe von Fragen an Sie alle stellen? Ich hatte um sieben das letztemal nach Gregory gesehen und fand ihn fiebrig und mit Schmerzen, aber sein Zustand war im Grunde nicht bedenklich. Sie sagten mir, daß Dr. Gregory um acht Uhr abends einschlief. Um zwei riefen Sie mich, da lag er schon in Agonie."

„Ja", sagte Tante Betsy, an allen Gliedern zitternd. „Wir waren um eins hinüber in unser Haus gegangen, um halb zwei kam der Gärtner, die Schwester ließe uns dringend rufen: Dr. Gregory mache einen so merkwürdigen Eindruck."

„Also gut —", sagte Dr. Wolseley ernst. „Können Sie — wollen Sie so gut sein, mir zu sagen, wer von acht bis halb zwei Uhr nachts bei ihm war!"

Sie sahen sich mit verwirrten Augen an.

„Ja" — sagte Tante Betsy schließlich. „Das werden wir Ihnen sogar genau sagen können. Von acht bis halb zehn war die Pflegerin bei ihm, derweil aßen wir. Dann blieb ich so bis dreiviertel elf bei ihm, da aß die Pflegerin. Dann saß Violet eine Viertelstunde im Krankenzimmer, dann kam Onkel Martin."

„Das war kurz nach elf!" sagte Anderson bestimmt. „Ich weiß es genau, denn ich war nach Tisch nochmals ins Bureau 'rübergegangen und verließ es genau in dem Augenblick, als es elf schlug. Ich saß dann in seinem Zimmer und las — und Herbert Gregory schlief bis zwölf! — Dann wachte er auf und fragte nach dir, Janet. Und als er hörte, daß du noch nicht da seist, wollte er wissen, wie spät es war, und wurde sehr besorgt und unruhig. Er wollte unbedingt Sid sprechen. Wir taten ihm den Gefallen und holten Sid, und als er da war, schickte Gregory uns alle 'raus und blieb eine halbe Stunde allein mit ihm. Dann setzte ich mich wieder zu ihm und schließlich kam Tante Betsy dazu."

(Fortsetzung folgt.)

# Schwester Maria.

Weihnachtliche Skizze von **Hermann Holtkamp.**

Musketier Roth war gerade gestorben, als Schwester Maria mit dem Weihnachtspaket den Lazarettraum betrat. Sie neigte sich über das jugendliche, noch von Schweiß bedeckte Gesicht, nahm ein Tuch, trocknete die Stirn des Vollendeten und schloß mit einem leichten Drucke dessen gebrochene Augen. Dann holte sie das Paket, das sie für einen Augenblick auf dem großen Untersuchungstische aus der Hand gelegt hatte, und legte es leise auf das Bett des Toten. Denn auf der Adresse dieses Paketes war zu lesen:

An den Musketier Heinrich Roth
zur Zeit im Felde
Westlicher Kriegsschauplatz.
226 Reserveregiment, 10. Komp.

In der Zwischenzeit war es ganz düster geworden. Schwester Maria ließ das Licht an und begann ein Paar Kriegssocken zu stricken.

Sie war eine romantische Natur. Ehe der Krieg ausbrach und sie sich wie tausend andere Mädchen und Frauen für die freiwillige Krankenpflege ausbilden ließ hatte sie für die Frauenbeilage einer Zeitung gearbeitet. Ihre Gedichte und Märchen wurden gern gelesen, und namentlich ihre Weihnachtslieder waren von unverkennbarem Reiz.

Es war so der Stil Andersens, den sich Maria ein wenig zu eigen gemacht hatte. Und die toten Gegenstände gewannen Leben, wenn die Schwester an sie dachte oder gar von ihnen schrieb. Und auch in dieser Stunde der weihnachtlichen Totenwache bei dem jungen Musketier, den sie gar nicht kannte, war es wieder so. Zwar zwang sie sich mit aller Gewalt, an anderes zu denken und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Arbeit zu richten, die sie unter den Händen hatte. Aber immer wieder schweifte ihr Blick, ohne daß sie das wollte, zu dem stillen Gesichte des Toten hinüber, immer wieder zu dessen Hand, die nach den Gaben aus der Heimat zu greifen schien, immer wieder zu dem Paket, das tot und still wie er selber in den Kissen lag und dennoch bat: „Aber so öffne mich doch, denn siehe, jetzt bin ich endlich da!"

Schwester Maria konnte sich nicht helfen. Die Märchen, die sie einst in des Friedens fernen Tagen in vorweihnachtlicher Zeit geschrieben, die Gedichte, die sie in heiligem Feuer zum Preise des Festes der Liebe ersonnen, wurden wieder in ihrer Seele wach.

„Mutter hat mich gestrickt, sieh' mich an, deine Mutter hat mich gestrickt", zog es durch den Kopf der Schwester und ihr Auge schaute ein Wams, das, als es durch den Zauberhauch des Märchens lebendig geworden, da drüben dem Pakete auf dem Totenbette des Soldaten entstieg. „Alle ihre Tränen und alle ihre Gebete, alle ihre Hoffnungen und Wünsche hat sie in mich hineingestrickt. Fühle mich, nimm mich, lege mich um den Leib den sie einst in dem ihren trug, und empfinde die Liebe und die Mühe und die Sorgfalt und die Hoffnung, mit der ich dich schützen und umgeben will, als besäße ich selbst etwas von den Armen deiner Mutter, die dich auch in der fernsten Ferne des Feindeslandes halten und tragen. So komme doch, komm, breite die Arme aus nach mir und nimm mich an dich"…. „Und mich kaufte Vater noch in letzter Stunde, als das Paket schon versiegelt werden sollte", vernahm Schwester Maria etwas wie ein leises und silberhelles, ein klirrendes Stimmchen, und sie sah wahrhaftig die Porzellanpfeife, die zusammengebunden mit einem Päckchen Tabak wie eine leichte Tänzerin über das Kissen zu der Hand des Toten schwebte. „Die Sorte hat der Junge immer am liebsten geraucht. Sieh, Mutter, löse den Faden noch einmal von deinem Pakete, packe die Pfeife und den Tabak noch dazu, er soll da draußen nicht sagen, daß Vater vergessen habe, welcher Tabak seinem Jungen am besten geschmeckt!" Und nun tanzten Pfeffernüsse und Lebkuchen und Marzipansterne und Äpfel und Nüsse und Tannenzweige und Lichtlein auf einmal einen Reigen vor den Augen der Schwester. Es war wie ein kleines Ballett auf den weißen Kissen des Toten. Ein Herz aus feiner Sandmasse, auf dem der Zuckerbäcker kunstgerecht zwei sich schnäbelnde weiße Tauben aus Croquant befestigt hatte, mit glockenklarer Stimme sprach: „Weißt du, wer mich kaufte und der Mutter brachte und mich in die weite Ferne sandte? Nein, das weißt du nicht! Das sollst du auch nicht wissen und niemals von mir erfahren, wenn du es nicht selber erraten kannst. Denn ich lege mich mit meiner Liebe nicht an den Laden, und wer mein Kommen und mein Gehen nicht erraten kann, für den bin ich tot. Aber nicht für den, der sie vernahm, die Stimme der heimlichen Liebe unter der Linde im blühenden Garten des Dorfes, als der Frieden noch war und die Schwalben noch in den blauen Lüften zogen und unter der Elternhütte weit vorspringendem Dach ihr Nestchen sich bauten. Weißt du es noch? Weißt du noch, was du mir damals sagtest und versprachest? Wenn du das noch weißt, dann rät deine Seele, wer das Herz dir sandte, und dann bin ich dieses Herz, dir nicht tot. Dann empfindest und ahnst du all' die Süße und die Milde und den Wohlgeschmack, die der Zuckerbäcker, von meiner Sendung nichts ahnend, in mich hineinzulegen verstanden. Denn sie sind nur Symbol von dem, was ich dir bringe an diesem schrecklichen und doch schönen Weihnachtsabend der Trennung, der uns prüft und uns klärt. Sie, die mich sandte, faßte den festen Vorsatz in ihrem Herzen, wenn sie wiederkommen, des Friedens schöne Tage, und wenn die Stürme des Blutes und der Tränen für immer gebannt sein werden, dir ein Leben lang Süße und Milde und Wohlgeschmack und Speise zu sein, so daß dich und deine Seele nach keiner anderen jemals verlangt. Solches gelobend in dem Innersten ihrer Seele legte sie mich in die Hände deiner Mutter, und die steckte mich zu dem Wamse und der Pfeife, zu dem Tabak und den Sternen, und so fuhr ich lange Tage und lange Wochen weiter und weiter in die Ferne bis zu dir, und nun iß mich auf . . ."

Die glockenreine Stimme, deren Ton Schwester Maria bis dahin vernommen, schwieg. Tränenden Auges schaute die Schwester auf. Reglos lag dort der Tote und reglos dort das Paket. Auf den Augen, die sich für immer geschlossen, lag der milde Schimmer des weihnachtlichen Lichtes, das für sie auch von der elektrischen Krone auszugehen

vermochte. Schweigend erhob sich Schwester Maria. Sie breitete ein Tuch über das Gesicht des Toten, nahm das Paket, schrieb mit zitternden Händen auf dessen Adresse „Unbestellbar, da Empfänger verstorben", und weinte . . .

## Ouvertüre zu „Figaros Hochzeit".

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Die blitzenden D-Durläufe jauchzten wieder aus dem Orchesterraum. Die schweren Kontrabässe, aus ihrem behaglichen Schlaf aufgestört, nahmen alle Hürden der rasenden Jagd mit. Es strahlte und hämmerte vor unbändiger Lebenslust. Forte und Piano sprangen auf und ab, bis dann jene süße, schwermütige Stelle kam, die ihm immer wie ein Abschiedslied an die letzte fröhliche Zeit der Menschzeit, das Rokoko, erschienen war. In ruhigen Vierteln klang die Klage auf, indessen die Bässe mit breiten Halben einfielen, bis sich dann alles wieder in die stürzenden Fontänen des ausgelassensten Jubels hineinwarf.

Aber der schwermütige Ausklang wollte ihn heute nicht lassen, und er suchte immer wieder ihr Gesicht, das sich einige Reihen vor ihm in das Textbuch vergrub. Vor einundzwanzig Jahren hatte er zum erstenmale Mozarts freudigstes Credo gehört, und fiebernd nach Glück und nach Erlösung aus seinem Bücherdasein war er in den Klub gegangen, in dem man an diesem Abend tanzte. Er hatte sich sonst nie viel daraus gemacht und nur hin und wieder einen Abend dort unter weisen Alten zugebracht, wo man seinen politischen Hitzköpfigkeiten wohlwollend und aus sicherer Überlegenheit lauschte. Heute aber ließ es ihm keine Ruhe, und er fand sich bald in der schon gelösten Zwangslosigkeit des späten Abends. Er tanzte gut, und Grete Jürgens, die sich sonst sehr zurückhielt, war sichtlich mit ihm zufrieden. Er gehörte ja auch nicht mehr zu den Unbekannten, eine volkswirtschaftliche Arbeit hatte sogar schon im Handelsministerium Eindruck gemacht, er wurde oft bei Gutachten herangeholt, und sein Weg schien in jeder Weise gesichert. Sie tanzten zuletzt fast nur noch allein, und er sah nicht die bittenden Blicke des Freundes, mit dem er täglich zusammenarbeitete und der, wie es hieß, sich sehr um ihre Gunst bemühte. Er brachte sie nachher auch heim und riß sie im Park wild an sich. Sie erwiderte seine brennenden Küsse, und über ihm rauschten die klingenden Brunnen Mozarts in einem jähen, hingerissenen Schrei zusammen.

Der Freund sagte kein Wort zu ihm, und er fühlte in seinem Glück, das ihn bis in alle Fasern ausfüllte, auch kaum, was jener litt.

Wenige Wochen darauf kam der Krieg. Sie zogen zusammen aus; der Freund fiel in den ersten Wochen, und er selbst geriet bei einem Erkundungsritt an der Ostfront in russische Gefangenschaft, aus der er erst lange nach der Revolution zurückkehrte. Sie hatte sich inzwischen verheiratet, und ihr Gatte war vor kurzem in jene Stadt versetzt, in der auch er arbeitete.

Heute sah er sie zum erstenmal wieder, ungewöhnlich früh gealtert, mit einem scharfen, fast bitteren Zug um den Mund. Sie unterhielt sich in den Pausen mit einem Herrn, der ihr Gatte sein mochte, worauf freilich nichts in ihrem Benehmen hindeutete. Hin und wieder sah sie sich um, schien ihn aber nicht zu erkennen.

Dann flutete der holde Wohllaut wieder auf, Figaro und Susanna trieben ihr schlaues Spiel, und rote Rosengirlanden spannten ihre seligen Bogen von Akt zu Akt. Doch in die göttlichen Arien, Duette und Cavatinen, Terzette und Finale, lockend wie Juliparknacht und tief wie südlicher Sternenhimmel, tropfte immer wieder die wehe Stelle der Ouvertüre wie dunkles Blut, und es schauerte darin von verlorener Jugend und letzter Einsicht in alle Rätsel der Welt.

## Heim und Hausfrau

in englischen Sprichwörtern.

Männer machen Häuser, Frauen schaffen das Heim.

*

Jeder Hund ist ein Löwe zu Hause.

*

Wer ein Feuer im Herd gut anzünden kann, der kann auch einen Streit schlichten.

*

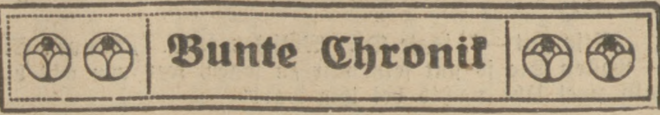
Wer Krumen ins Feuer wirft, füttert den Teufel.

*

Eine gute Hausfrau macht einen guten Hausherrn.

*

Wer seine Frau zu jedem Fest gehen und sein Pferd an jedem Wasser saufen läßt, der hat weder eine gute Frau noch ein gutes Pferd.



## Bunte Chronik

* **Galgen für unvorsichtige Autofahrer.** Noch vor zehn Jahren waren in Vorderasien Automobile völlig unbekannt. Die vereinzelten Exemplare dieses Beförderungsmittels gehörten den europäischen Besatzungsbehörden oder durchreisenden Touristen. Die arabischen Räuber machten mit Vorliebe die Insassen der „eisernen Teufelsmaschinen" zum Ziele ihrer Raubüberfälle. Sie wußten, daß von den reichen englischen und amerikanischen Touristen immer ein „anständiger" Erlös zu erwarten sei. Seit dieser Zeit hat sich vieles in Arabien geändert. Es gibt dort heute einheimische Automobile genug, und sogar zahlreiche Autodroschken werden von arabischen Chauffeuren auf den Landstraßen Arabiens gefahren. Im arabischen Königreiche Hedschas ist das Autogewerbe von dem Engländer John Philbe, einem hervorragenden Kenner der orientalischen Verhältnisse, organisiert worden. Noch vor kurzem waren Autounfälle in Arabien eine Tageserscheinung, und zwar infolge der Leichtfertigkeit der arabischen Chauffeure, die ihr Steuerrad mit derselben Leidenschaft zu behandeln pflegen, als wäre es ein arabischer Vollblütler. Die Energie des Königs Ibn Saud machte dieser halsbrecherischen Raserei ein Ende. Einige arabische Chauffeure, die die vom König erlassenen Bestimmungen nicht befolgten und Unglücksfälle verursachten, wurden zur Abschreckung auf den Stellen, an denen sich die Unfälle ereigneten, öffentlich aufgehängt. Der Anblick der Galgen mit den im Winde sich bewegenden Skeletten der unglücklichen Chauffeure hatten einen durchschlagenden Erfolg. Seit dieser Zeit war kein einziger Autounfall auf den Landstraßen von Hedschas zu verzeichnen.

*

* **Madame Butterfly lebt.** Die Heldin der Oper „Madame Butterfly" ist keine erdichtete Person. Sie liebte einen amerikanischen Marineleutnant, ging aber nicht in den Tod, nachdem sie von ihrem Geliebten verlassen wurde. Als echte Japanerin folgte sie dem ungeschriebenen Gesetze ihres Landes, resignierte und lebte weiter. Im Textbuch der Oper heißt es: „Die Szene stellt ein japanisches Haus im Hafenviertel von Nagasaki dar. Im Hintergrund sieht man die Stadt und den Hafen." Nagasaki ist die schönste Hafenstadt der Welt. Nur noch Rio de Janeiro kann mit Nagasaki konkurrieren. Nicht umsonst trägt es den Namen „Neapel des Ostens". Hier lebte Chi-Cho-San als kleines Mädchen in einem Teehaus, und hier begegnete sie zum ersten Male dem amerikanischen Leutnant. Einem amerikanischen Missionar, Ervin Correl, erzählt später Chi-Cho-San die Geschichte ihres Lebens. Als der Missionar nach Amerika zurückkehrte, benutzte sein Schwager, der Verfasser John Long, den Stoff, um einen Roman zu schreiben, der nach einigen Jahren von dem Dramatiker David Belasco zu einem Schauspiel umgearbeitet wurde. Der Komponist Puccini sah sich die Aufführung des Schauspiels auf einer italienischen Bühne an. Er fand, daß das Thema sich für eine sentimentale Oper sehr gut eignen würde. Er setzte sich mit dem Verfasser in Verbindung und erhielt dessen Zustimmung. Auf diese Weise ist die Oper „Madame Butterfly" entstanden, deren Hauptfigur Chi-Cho-San heute noch in Nagasaki lebt. Sie ist jetzt eine alte Frau.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg